

Universitätsgottesdienst Erlangen am 19.4.2015 – Bibel und Bilder

Psalm 23

Hirtenbilder-Herrscherbilder

Prof. Dr. Jürgen van Oorschot:

Welch' kraftvolle Bilder stecken in den alten Bibelworten! Und Welch' Bilderwelten lassen vertraute biblische Texte in uns aufsteigen! Beides trifft sicher in besonderer Weise für einen Psalm zu, der am heutigen Sonntag Misericordias Domini im Zentrum dieser Predigt stehen soll. Dieser Psalm droht unter den Bildern schier zu ersticken.

»Der HERR ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln.
Er weidet mich auf einer grünen Aue
und führet mich zum frischen Wasser.
Er erquicket meine Seele.
Er führet mich auf rechter Straße um seines Namens willen.
Und ob ich schon wanderte im finstern Tal, fürchte ich kein Unglück;
denn du bist bei mir, dein Stecken und Stab trösten mich.
Du bereitest vor mir einen Tisch im Angesicht meiner Feinde.
Du salbest mein Haupt mit Öl und schenkest mir voll ein.
Gutes und Barmherzigkeit werden mir folgen mein Leben lang,
und ich werde bleiben im Hause des HERRN immerdar.«

(Psalm 23 nach M. Luther 184)

Altbekannt, vielleicht sogar auswendig gewusst – und doch mutet die Welt des Hirten und der Schafe so fremd an, wie der Blick auf das Altarbild hier in der Neustädter Kirche, das uns hoch droben den Hirten in inniger Zuwendung zu einem Schaf zeigt. Was taugt eine romantisierte Hirtenidylle für das nüchterne Leben in unseren Familien, im neuen Semester, in politischen und gesellschaftlichen Rängeleien um Lebenschancen und um Gerechtigkeit?

Dr. Daniel Wanke:

Es mag schon sein, dass Hirten im 21. Jahrhundert nicht mehr unbedingt zum Alltagsbild des Medical Valley zählen. Aber warum gleich das Kind mit dem Bade ausschütten? Dass ein Bild altbekannt ist, muss ja nicht gleich heißen, dass es per se völlig unverständlich oder untauglich geworden ist. Gerade beim Hirten scheint es mir doch so zu sein, dass bei Klein und Groß immer noch etwas anklingt, was die Zeiten übergreift. Womöglich ist der Hirte darum auch eines der wirkmächtigsten Bilder der kirchlichen Bildsprache überhaupt – und nicht zuletzt deshalb wohl auch ein wenig Patina oder Kruste an den Personen, die die Schäfchen einer Gemeinde zu weiden haben.

Es könnte nun aber auch sein, dass sich im Laufe solch generationenlangen Tradierens ein Verständnis eingeschlichen hat, das sich weiter vom ursprünglichen Sinn entfernt hat, als wir ahnen.

Wenn ich mir beispielsweise die Idylle hier über uns näher zu Gemüte führe: Da erscheint alles ganz leicht, ganz easy. Der Trost tropft förmlich auf den Schalldeckel der Kanzel, und von dort soll er in die Gemeinde, pardon, in die Herde fließen. Denn die sitzt da – es mögen heute um die 99 Schäflein sein – und feiert ihren Hirten, feiert, dass Christus nach wie vor unterwegs ist zu seinen verirrtten Kindern; feiert, dass er auch uns gewiss suchen und ganz gewiss finden wird, sollten wir einmal in die Irre gehen.

Fürwahr, ein tröstliches Bild. Aber es gibt Momente, da kommt es mir (ich wag's kaum zu sagen) fast ein wenig harmlos vor! Es wirkt weichgezeichnet, wie flauschige Watte. Wie ein behagliches, bequemes Bettchen, in das ich mich als ansatzweise zerknirschter Sünder nur allzu gern hineinkuschle. Zumal jetzt, zwei Wochen nach Ostern, wo wieder alles in Butter ist, wo die Passionszeit mit ihrem todernsten Blick auf's Leben schon wieder weit zurück liegt. Ich verlauf mich. Jesus sucht mich. Jesus trägt mich. Juhu.

Da könnte untergehen, was es Jesus gekostet hat, seine verlorenen zu suchen und zu finden. Was waren das für Schmerzen am Kreuz! Was war das für einen elendiglichen Tod! Der gute Hirte lässt sein Leben für die Schafe. Auch dieser Satz aus dem Evangelium wirkt angesichts des Kreuzes beinahe harmlos. Und wir dürfen auch nicht vergessen, wie viele aus seiner Herde lassen auf ähnlich grausame Weise ihr Leben, an irgendwelchen nordafrikanischen Stränden etwa, weil sie ihm nachfolgen und sich treu an seinen Hirtenstab klammern. Da ist nicht viel Raum für eine arglose Idylle mit frommer Behaglichkeit und zwitschernden Engelchen.

Die althergebrachten Bilder neu entdecken, neu lesen, neu erschließen. Das scheint unsere Aufgabe zu sein, um nicht allzu leicht frommen Gewohnheiten und frommem Wunschdenken auf den Leim gehen.

van Oorschot:

Der gute Hirte – ein Bild, das in der bäuerlichen Kultur des Alten Orients nahe liegt. Schaf- und Ziegenherden gehören ebenso zum Alltag wie ihre Hirten. Und so verwundert es nicht, dass schon ab dem 3.Jt. v. Chr. die Könige in den Stadt- und Landregionen sich als Hirten bezeichnen und in Bildern so dargestellt werden. Und macht er seine Sache recht, dann gehört der Herrscher zu den *guten* Hirten.

»Der HERR ist mein Hirte ... « Machen wir uns dies klar: Der so vertraute und persönlich anmutende Psalm traktiert die Sprache der Politik und ihre Bilderwelt. Wenn sich ein Politiker damals für ein Amt empfehlen wollte, dann bediente er sich dieser Bilder. Hätte eine

Hilary Clinton in Babylon ihre Kandidatur für das höchste Amt im Staat angekündigt, dann hätte sich wohl den Hirtenmantel umgeworfen, um Erfolg zu haben. Kanzlerinnen, Stadtoberhäupter, Uni-Präsidenten, die sich den Menschen, für die sie Verantwortung tragen, zuwenden, die ihre Nähe suchen und sich wirklich kümmern – das war damals und ist bis heute ein festes Schema. Bei diesem Mann, bei dieser Frau ist man gut aufgehoben. Da wird nicht aus der Ferne heraus kalt Macht ausgeübt. Der hat uns im Blick. Die kennt uns und unsere Sorgen. Je nach Kontext stilisieren sich die Machthaber als fürsorgliche Patriarchen oder Muttis – oder in etwas neuem Gewand: als Dienstleister, für die jeder einzelne Studierende und jede Wissenschaftlerin und jeder Wissenschaftler im Mittelpunkt steht. So macht man das halt – wenn man Vertrauen gewinnen will ... als der fürsorgliche, der gute Hirte.

Aber die biblische Verwendung dieses Bildes sensibilisiert noch für ein weiteres. Gerade beim Hirtenbild zeigt das Alte Testament eine erstaunliche Zurückhaltung. Kein regierender König in Israel oder Juda bekommt den Titel des Hirten. Wenn überhaupt – dann wird davon gesprochen, dass sie die Herde, ihr Volk zu weiden haben. Mit dem glanzvollen und vertrauenerweckenden Titel selbst wird nur der zukünftige, erhoffte Messias bezeichnet. Scheinbar war im alten Israel das Zutrauen zu den zeitgenössischen Herrschern und Königen und ihrer Gerechtigkeit so gering, das man sich aus dem allgemeinen Sprach- und Bildgebrauch ausgeklinkt hat. Man machte nicht mit bei der einschmeichelnden Rhetorik der Herrscher. Eher schon war es Gott selbst, von dem man etwas erwartete.

»Du Hirte Israels, höre, der du Josef hütetest wie Schafe!

Erscheine, der du thronst über den Kerubim, vor Ephraim, Benjamin und Manasse!

Erwecke deine Kraft und komm uns zu Hilfe!« (Ps 80,2f.)

Dies im Ohr staunt man zum zweiten Mal über die Zuspitzung in diesem so selbstverständlich anmutenden Gebet:

»Der HERR ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln.«

Der Weltenkönig und ich – der göttliche Hirte und meine Lebenssicherheit. Was ist da passiert? Wie kann ein einzelner Beter zu solchen Erwartungen kommen? Wie kann er sich vorstellen, dass der universale Herrscher, - der, dessen Wort das Erste und das Letzte ist – dass dieser Herrscher sich um ihn den Einzelnen kümmert?

Solches Vertrauen sprengt alle Inszenierung von Herrschaft und politischem Geschäft. Da ist es nicht der große Herr, der auf die junge Mutter zugeht und ihr kleines Baby sanft über den

Kopf streichelt und ihr ein paar vertrauliche Worte zukommen lässt. Von innen her wird alle rosarote Inszenierung von Herrschaft und Führungsstärke aufgebrochen.

Da bekennt ein Beter, dass er zu tiefem Vertrauen gefunden hat. Und er blendet dabei weder die realen Verhältnisse in dieser Welt aus, noch macht er aus dem Herrscher eine harmlose, zugewandte und immer freundliche Figur, die von gleich zu gleich nur das Beste will. Es ist nicht die Camouflage von Machtausübung, wie sie heute so *en vogue* ist, die Vertrauen ermöglicht. Da gibt es weiter den realen Abstand zwischen dem, der die Macht, der Einfluss und Verantwortung hat, und dem, der sie nicht hat. Und da gibt es schwierige Situationen und bedrängende Erfahrungen genauso wie Freund und auch Feind. Und gerade in diesen Wirklichkeiten findet der Beter zu Vertrauen. Wie hieß es im Evangelium des letzten Sonntag noch zu Thomas, dem Zweifler: »Du glaubst, weil du mich gesehen hast. Glückliche sind diejenigen, die nicht sehen und doch glauben.« Glückliche sind am Ende diejenigen, die es gelernt haben zu vertrauen.

Da vertraut jemand, dass ihm dieser Gott Lebensmöglichkeiten eröffnet, mitten in einer Welt, der man das Leben abringen muss. »Gutes und Barmherzigkeit werden mir folgen mein Leben lang, und ich werde bleiben im Hause des HERRN immerdar.«

Ganz im Widerspruch zur Lebenswirklichkeit damals und heute vertraut er darauf, dass er nicht vom Bösen und von Feinden verfolgt wird. Gutes und Liebes sind ihm nun auf der Spur. Sie jagen hinter ihm her. Vom Gelingen verfolgt. Von der Liebe gejagt - so stellt sich das Leben unter dieser Herrschaft dar.

Klingt das nicht genauso idyllisch, wie unser Altarbild?

Wanke:

Nicht, wenn wir eines in Rechnung stellen. Es könnte doch sein, dass dieser Hirte, dass Christus gar kein lammfrommes Lämmlein heimträgt. Sondern einen Wolf im Schafspelz. Einen Menschen, der, noch auf der Schulter des Erlösers liegend, die nächste Irrfahrt plant – oder wenigstens nicht völlig ausschließt. Einen Menschen, dem der Apostel Paulus in seinem Brief an die römische Gemeinde aus der See schreibt: „Das Gute, das ich will, das tue ich nicht; sondern das Böse, das ich nicht will, das tue ich. Wenn ich aber tue, was ich nicht will, so tue nicht ich es, sondern die Sünde, die in mir wohnt.“

Wie gut wäre es, wenn eine einzige Heimkehr auf Christi Schultern mein Leben ein für allemal umkrempeln und verwandeln würde! Die grüne Aue, das frische Wasser, die erquickte Seele, die rechte Straße, Stecken und Stab im finstern Tal ...: Wie viel Gnade, wie viel Heil, wie viel Freiheit muss ich noch erleben, damit ich endlich als

"neue Kreatur in Christus" lebe und mein altes Ich wirklich vergangen ist?

So sieht dieses Bild vom guten Hirten nur harmlos und idyllisch aus. Aber was Christus für mich tut, ist meilenweit davon entfernt, harmlos zu sein. Ich bin kein frommes Lämmlein. Ich bin Wolf. Nicht ich bin umgekehrt, sondern er trägt mich heim. Obwohl ich ihm – ja IHM! – jeden Moment an die Gurgel gehen könnte, in Gedanken, Worten und Werken. Und mir wird ein weiteres Mal klar: Ohne ihn bliebe ich, wo mein Herz mich hintrug: in der Irre.

So müssen Gottes Liebe, Gottes Geduld, Gottes Frieden in der Tat unsagbar groß sein, wenn er tagaus tagein mit Gutem und Barmherzigkeit unterwegs ist zu seinen verlorenen Menschenkindern bis an der Welt Ende. Bis an der Welt Ende. Darum sei ihm alle Ehre von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen.